

SWR2 Wissen: Aula

Punktlandung und Bombenwetter – So beeinflusst der Luftkrieg die Sprache

Von Rolf-Bernhard Essig

Sendung vom: Sonntag, 11. Juli 2021, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2021

Wer „einen Kavaliertart hinlegt“, denkt sicher nicht an Flugzeuge, obwohl der Ausdruck im Ersten Weltkrieg unter Fliegern beliebt wurde. Unzählige gebräuchliche Redensarten stammen ursprünglich aus dem Luftkrieg.

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendungen stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIFT

Anmoderation:

Mit dem Thema: Punktlandung und Bombenwetter. So beeinflusst der Luftkrieg die Sprache“. Am Mikrofon: Ralf Caspary.

Es gibt unzählige gebräuchliche Redensarten und Sprichwörter, die ihre Wurzeln im Luftkrieg haben und doch sehr unauffällig im Sprachstrom mitschwimmen. So hat "sich verfransen" mit dem Beobachter in Zweisitzer-Flugzeugen der Zeit um 1914 zu tun, "am Boden zerstört sein" bezieht sich auf noch am Boden zerstörte Flugzeuge.

Rolf-Bernhard Essig, Autor und Sprachforscher, erläutert diese Zusammenhänge.

Rolf-Bernhard Essig:

Kaum ein Monat vergeht ohne Fund eines Blindgängers aus dem Zweiten Weltkrieg. Räumungen folgen, hochgefährliche Entschärfungen, manchmal kontrollierte Sprengung vor Ort.

Wie diese nicht explodierten Fliegerbomben auch Jahrzehnte nach ihrem Abwurf unseren Alltag bestimmen, so auch sprichwörtliche Redensarten aus dem Bereich des Luftkriegs. „Ein Blindgänger sein“ gehört selbst schon dazu. In übertragener Bedeutung bezeichnet sie beispielsweise „dumm handelnde Menschen“ oder „einen impotenten Mann“. Die Nationalsozialisten verachteten Homosexuelle als „bevölkerungspolitische Blindgänger“.

Die Bezeichnung entstand zuerst aus der Nebenbedeutung von „blind“ für „keine Funktion habend“ wie bei „blinden Fenstern“. Ging ein Sprengkörper nicht in die Luft, lag die Bezeichnung „Blindgänger“ also nah. Sie wurde spätestens im 19. Jahrhundert erst in Artilleristenkreisen üblich, dann über die Medien auch in der Öffentlichkeit und mit dem Luftkrieg besonders in der Bedeutung „nicht explodierte Fliegerbombe“.

Die Bedrohung aus der Luft, die ganze Städte, ja Landstriche verwüstete und bis heute Millionen tötete, gehört – mehr oder weniger stark ausgeprägt – zum kollektiven Gedächtnis vieler Länder. Das gilt für Deutschland, Russland, Groß-Britannien, aber auch für Vietnam und Kambodscha, Japan und die USA. Ob Enkel und Urenkel von Bombenopfern oder Bombenwerfern – sehr viele Familien in diesen Ländern betraf der Luftkrieg direkt.

Schon wegen dieser gewaltigen und breiten Wirkung verwundert es nicht, dass es in der deutschen Alltagssprache etwa vier Dutzend sprichwörtliche Redensarten gibt, die mit dem Luftkrieg zu tun haben.

Diese Sprachform soll kurz definiert werden: Sprichwörtliche Redensarten sind Satzteile unserer Sprache mit einer übertragenen Bedeutung. Wer „am Boden zerstört ist“, ist ja nicht wirklich zerstört. Die einzelnen Wörter der Redensarten bilden insgesamt eine andere Bedeutung als die Summe der Einzelwörter. Wer „am Boden zerstört ist“, ist tief enttäuscht und verzweifelt. Redensarten weisen eine Stabilität in Semantik, Lexik, Pragmatik auf. So heißt es eben nicht „zerstört am Boden sein“ und nicht „auf der Erde

zerstört sein“ oder „am Boden vernichtet sein“. Die übertragene Bedeutung der Redensart ist für die Sprecher einer Sprache verständlich. Wegen dieser Stabilität spricht man auch von stehenden oder feststehenden Wendungen.

Übrigens stammt auch der gerade verwendete Beispielausdruck aus dem Bereich „Luftkrieg“. Seit dem Ersten Weltkrieg las und hörte man in den Medien Meldungen über eigene und vor allem fremde Verluste an Flugzeugen. Die immer gleiche Formulierung lautete „soundsoviele in der Luft, soundsoviele am Boden zerstört“. Da man zuvor schon die Redensart „zu Boden gehen“ und „am Boden sein“ kannte, konnte die militärische Meldung „am Boden zerstört sein“ sich als eine Steigerung der traditionellen etablieren.

Der Luftkrieg hat eine weitaus ältere Geschichte, als man vermutet. Schon die Eisenfedern abwerfenden Vögel, die Herakles mittels eiserner Klappen und vergifteter Pfeile vom Stymphalischen See vertrieb, versuchte man im Griechischen sprichwörtlich zu machen. Sehr erfolgreich gelang das sprichwörtlich Werden beim göttlichen Feuer-und-Schwefel-Bombardement, mit dem die Städte Sodom und Gomorra samt ihren Bewohnern vom Erdboden getilgt wurden. Genau auf diese Geschichte bezog sich der bibelfeste Luftmarschall Arthur Harris, als er für die massiven Bombenangriffe auf Hamburg den Codenamen „Operation Gomorrah“ wählte. Und selbst tödliche Abstürze geschehen nicht erst in der Neuzeit, sie kommen schon in griechischen Sagen der Antike vor, von denen drei wenigstens erwähnt seien: Ikarus, Helle und Phaeton.

Mythische und märchenhafte Fliegergeschichten faszinierten viele Menschen, und so finden sich weit vor dem Motorflug der Moderne Schweben und Fliegen in sprichwörtlichen Redensarten. Verliebte und Glückliche „schweben im siebten Himmel“ seit langer Zeit. Das bringt die Gefahr mit sich, „aus allen Wolken zu fallen“. Ambitionierte, eher unrealistische Vorhaben heißen seit Jahrhunderten „hochfliegende Pläne“. In vielen Kulturen kennt man den Grundsatz: „Wer hoch steigt, wird tief fallen.“

Was für Jahrtausende nur in Sprachbildern und in Geschichten existierte, wurde seit dem 18. Jahrhundert in immer schnellerem Tempo Wirklichkeit: Ballonflug, Gleitflug, Motorflug, militärischer Einsatz von Flugzeugen. Begeistert von den Fortschritten und erschüttert von den Rückschlägen, verfolgte die Öffentlichkeit die dramatische Entwicklung des Flugwesens.

Viele tausend Besucher strömten in aller Welt zu Flugschauen, um die „tollkühnen Männer in ihren fliegenden Kisten“ zu bewundern. Die Medien berichteten ausführlich in Text und Bild über immer weitere und höhere Flüge. Vor allem der Film erkannte die Möglichkeiten des Flugzeugs auf der Leinwand. Wie die Lokomotive im 19. Jahrhundert das Symbol für den Fortschritt gewesen war, so wurde es nun das Flugzeug für das 20. Jahrhundert.

In der kleinen, international konkurrierenden, gleichwohl oft befreundeten Gruppe der Flieger entwickelte sich in kurzer Zeit eine eigene Sprechweise, die Fliegersprache. Sie ist an sich nur eine der vielen Fach- und Sondersprachen, die sich ganz von selbst bilden. Eine gemeinsame Fachsprache, die häufig humorvolle Elemente aufweist, stärkt das Gemeinschaftsgefühl. Man setzt sie offensiv ein, um sich von anderen Bereichen abzusetzen und ein Elitebewusstsein zur Schau zu stellen.

Carl Hänel fasste das Phänomen „Entstehung der Fliegersprache“ 1942 als einen ganz natürlichen Vorgang in launige Reime:

'ne jede Zunft, gleich welcher Sorte,
hat ihre eig'nen, lieben Worte.
Und wie es alle andern Gilden,
natürlich auch die Flieger hielten,
in deren Sprache irgendwie
mitschwingt ein Stückchen Dämonie.
Wer kann zum Beispiel sich erwehren
des Gruselns, muß er davon hören,
dass einer „auf die Tube drückt“,
drei „Loopings“, „Turns“ und „Rollen“ fliegt,
und an die „Latte“ hängt die „Kiste“,
damit sie endlich „trudeln“ müßte.
Und wer ist's, der nicht staunend glotzt,
wenn sich zwei Flieger „vollgerotzt“?

Die meisten hier erwähnten Spezialwörter und -wendungen sind spätestens im Ersten Weltkrieg unter deutschsprachigen Fliegern üblich. Erstaunlicherweise verstehen und kennen aber auch wir Heutigen einige wie „Looping“, „Kiste“, „trudeln“ und natürlich vor allem „auf die Tube drücken“. Das heißt ja einfach launig verkürzt „Gas geben“, wobei man den Vergaser mit Zuleitung „Tube“ nannte.

Wie solche Redensarten der Jagdflieger, Beobachter und Bomberpiloten ins Zivile einwandern, kann man besonders gut am Beispiel „sich verfranzen“ zeigen. Die Redensart bedeutet „sich verirren“, „sich falsch orientieren“, inzwischen sogar auch „durcheinander sein“. Sie geht eindeutig zurück auf den Spitznamen „Franz“ für den Beobachter und Navigator im Zweisitzer-Flugzeug. Nach ihm nannte man das Navigieren „franzen“, das Ergebnis fehlerhaften Navigierens „sich verfranzen“.

Obwohl die Redensart kurz vor dem Ersten Weltkrieg entsteht und sich nach 1914 rasch verbreitet, stochern schon zeitgenössische Fachaufsätze zur Fliegersprache wie der von Rudolf Mothes bei seiner Erklärung im Nebel. Mothes tischt 1915 im Haupttext seines Aufsatzes „Feldfliegersprache“ eine heitere, aber wenig glaubhafte Anekdote um Leutnant Blüthgen auf, erwähnt im Anhang dafür eine bessere Erklärung:

„Im Frieden hatte der Beobachter wenig zu tun. Die Bezeichnung als Franz war scherzhaft geringschätzig. Sie sollte kennzeichnen, dass der Beobachter beim Flugzeugführer saß wie der Diener Franz oder Johann beim Kutscher einer Equipage. Der Franz musste außerdem den Propeller anwerfen.“

Solche Untersuchungen der Feldfliegersprache, wie sie Mothes oder auch Otto Behrens im Ersten Weltkrieg schreiben, sind damals hochbeliebt. Man druckt sie häufig nach, so in Büchern, Zeitschriften und vor allem in Zeitungen. Allein auf diese Weise verbreiten sich in der Zivil- und Alltagssprache rasch Fliegerausdrücke wie „Kiste“ für das Flugzeug, „Eier legen“ für „Bomben werfen“, „eine Kanone sein“ für „ein sehr guter Pilot sein“ oder „abschmieren“ für „abstürzen“. Nun sind Flieger, wie erwähnt, schon vor dem Krieg außerordentlich populär, was im Krieg noch zunimmt, da man sie zu Helden stilisiert, zu „Rittern der Lüfte“ erklärt, vor allem die Jagdflieger. Im und nach dem Ersten Weltkrieg erscheinen außerdem Dutzende Bücher von militärischen Fliegern und über sie, in denen die Fliegersprache als Ausweis der Authentizität häufig gebraucht wird.

Diese Verbreitungsart militärischen Fachwortschatzes im Alltag gilt im Allgemeinen ganz ähnlich auch für andere Waffengattungen. Das belegen Bücher wie „Der feldgraue Büchmann“ oder Aufsätze zur „Soldatensprache“. Es sind nur zwei Beispiele einer wahren Flut an Publikationen, die der Bevölkerung wie den Fachleuten militärische Ausdrücke nahebringen und erläutern.

Die Flieger und ihre Sprache behaupten dennoch durchweg einen Sonderstatus. In direkter Konkurrenz setzt sich denn auch die Fliegersprache gegen die der anderen Waffengattungen durch. So ist „Kiste“ für „Flugzeug“ und übertragen für „Auto“ bis heute bekannt, „Kiste“ für „Arrestlokal“ aus der Sprache des Heeres nicht.

Wie sehr die Flieger bereits im Ersten Weltkrieg damit rechnen, dass ihre Redensarten auch ohne Erklärung verständlich sind, erkennt man an ihren Texten für eine breite Öffentlichkeit. So schreibt Manfred von Richthofen beziehungsweise sein Ghostwriter Erich von Salzmann in dem hunderttausendfach verkauften Buch „Der rote Kampfflieger ganz lapidar und ohne Erläuterung: „Erst ‚verfranzt‘ und dann die Kiste zerschmissen.“

In der Zwischenkriegszeit verbot der Versailler Vertrag deutsche Luftstreitkräfte, die Beliebtheit der Fliegerei allgemein und der Fliegerliteratur blieb aber groß, ja, sie wurde offiziell und inoffiziell gefördert. Mit Beginn des Regimes der Nationalsozialisten entwickelte sich eine immer stärkere Flieger- und Luftwaffen-Propaganda, die auf begeisterte Leser stieß, wie die Menge der Titel und teils ihre Auflagenzahlen belegen. Das änderte sich nach dem verlorenen Zweiten Weltkrieg wenig. Erinnerungsbücher von Militärfliegern und Bücher über sie verkauften sich bestens – bis heute.

Wie bei anderen Gruppensprachen auch blieben die meisten Ausdrücke und - Redensarten der Flieger eine rein interne Spezialsprache. Vergleichsweise viele gelangten aber ins Zivile, selbst wenn sich Bedeutungen beim Übergang veränderten. So bezeichnet „durchstarten“ fliegersprachlich einen Landeabbruch und durchweg eine Notfallsituation. Im Zivilen dagegen bezieht man „durchgestartet sein“ auf plötzlichen und sehr großen Erfolg, besonders in der Kulturszene.

Für andere Sprachen und Nationen lässt sich ebenfalls nachweisen, wie die Fliegersprache – über Bücher, Filme, Zeitungen, Werbung – Einfluss auf die Alltagssprache nimmt. Besonders erfolgreich war die aus Frankreich stammende Redensart „ein Fliegerass sein“ – „l'as“ oder „l'as de l'aviation“ – für Jagdflieger mit vielen Abschüssen. Den Ausdruck gab es bald auch im Italienischen als „asso dell'aviazione“ und im Englischen als „fighter-ace“. Trainingsflugzeuge hießen in den USA dementsprechend „ace maker“. Natürlich liegt das As aus dem Kartenspiel der Redensart zugrunde, doch erst mit den berühmten Fliegerassen verbreitete sich die stehende Wendung so erfolgreich.

Weit über die USA hinaus ist auch der Ausdruck „top gun“ für herausragende Leistungsträger verbreitet. Eigentlich war das nur ein lobender Name für den besten Schützen, später Bezeichnung eines US-Ausbildungsprogramms für Jet-Piloten. Sprichwörtlich wurde „Top Gun“ als Bezeichnung für einen Besten erst mit dem gleichnamigen Tony-Scott-Tom-Cruise-Film von 1986.

„Stealth mode“ oder „to go stealth“ für den Status von Unzuständigkeit, Heimlichkeit oder Müßiggang wurde ebenfalls erst recht spät populär. Durch den Einsatz sogenannter Tarnkappenbomber, im englischen „stealth bomber“, vervielfachte sich die Verwendung

des traditionellen Ausdrucks für „Anschleichen“ oder „Heimlichkeit“. Heute kann man „stealth mode“ in Bezug auf unauffällig leben wollende Transgenderpersonen verwenden, auf Firmen oder Produkte, die möglichst lange im Verborgenen bleiben sollen, oder auf das heimliche Entfernen des Kondoms beim Sex. Diese Beispiele belegen, dass die Entstehung von Redensarten in und aus der Fliegersprache nicht mit dem Zweiten Weltkrieg aufhört.

Man kann da auch an die Entwicklung der Strahltriebwerke denken, was zu Redewendungen wie „abdüsen“ oder „die Schallmauer durchbrechen“ führte. Dem Bodenprofil folgende Marschflugkörper machten die vorher schon gebrauchte Redensart „(to fly) under the radar“ besonders beliebt; im Deutschen gebräuchlich als „unter dem Radar sein“. Mit der Radartechnik verbunden ist auch die Redensart „to be on the radar (screen)“, die im Deutschen als „etwas auf dem Schirm haben“ populär ist. Zahlreiche Sprecher beziehen sie freilich auf Bildschirme und Displays ihrer Handys oder Computer.

Als besonders erfolgreicher Fall einer Redensarten-Familie, die mit dem Luftkrieg zu tun hat, verdient der Komplex „Bombe“ eine ausführliche Darstellung. Das Wort „Bombe“ hat sehr alte Wurzeln, verdankt sich dem altgriechischen Ausdruck „bombos“ für „Gedröhn“, „Brummen“ und „lauter Schall“, was als „bombus“ mit gleicher Bedeutung ins Lateinische übernommen wurde. So heißt die laut brummende Dunkle Erdhummel „bombus terrestris“. Im Italienischen und dann im Französischen nannte man Hohlkugeln mit einer Sprengladung darin wegen des lauten Schalls bei ihrer Explosion „bomba“ und „bombe“. Mächtige Steinschleudern und Katapulte hießen in Frankreich „bombarde“, und von ihnen stammt unser Verb „bombardieren“.

Die verheerend wirkenden Sprengkörper führten schon im 17. Jahrhundert zu einer ganzen Reihe von Redensarten, so „die Bombe ist geplatzt“ für „etwas Unangenehmes ist plötzlich eingetreten, etwas Überraschendes ist plötzlich bekannt geworden“. Ähnlich hieß es „wie eine Bombe einschlagen“. Das galt erst nur für schlechte Nachrichten oder Ereignisse. Heute bewertet man es oft auch positiv. Den erfolgreichen Markteintritt eines Produkts kann man auch mit „es ist wie eine Bombe eingeschlagen“ beschreiben. Spätestens im 18. Jahrhundert kam es zu Wörtern wie „Bombenwetter“, was damals noch so viel wie „Gewitter“ oder „Donnerwetter“ bedeutete, außerdem „bombenfest“ für Gewölbe oder Festungsbauten, die so stabil gebaut waren, dass Bomben standhielten.

Damit begann man, „Bombe-“ und „bomben-“ jeweils als Verstärkungswort aufzufassen. So sagte man in studentischen Kreisen seit etwa 1800, etwas sei „bombensicher“, wenn man die Sicherheit einer Zusage bekräftigen wollte. In Theaterkreisen entstanden im 19. Jahrhundert in gleicher Weise sprichwörtliche Ausdrücke wie „Bombenerfolg“, „Bombengeschäft“, „Bombengedächtnis“ oder „Bombenrolle“. Auf diese Weise ganz unmilitärisch und rein positiv aufgefasst, konnte schließlich auch ein toller Abend oder ein gelungener Song als „bombig“ bezeichnet und sogar paradoxe Wörter wie „bombenruhig“ für besondere Stille geprägt werden.

Mit Entwicklung der Bombenflugzeuge im Ersten Weltkrieg und dem intensiven Bombenkrieg im Zweiten Weltkrieg, in dem die Redensart „einen Bombenteppich legen“ für „Flächenbombardement“ entstand, erhielt das international ähnlich vielfältig sprichwörtliche Wort in vielen Verbindungen weiteren Bedeutungszuwachs und wurde im Alltag noch häufiger.

Im Bereich des Sports nannte man in den Dreißigern des 20. Jahrhunderts den Boxer Joe Louis „the brown bomber“ wegen seiner mit Bombeneinschlägen verglichenen Faustschläge. Der Fußballer Gerd Müller hieß wegen seiner Schussstärke „Bomber der Nation“. Im englischen Slang stand „bombshell“, also „Granate / Bombe“ schon im 19. Jahrhundert einerseits für „Verheerendes“, andererseits für „Umwerfendes, Erstaunliches“. Das bezog man alsbald auf sehr attraktive Frauen; übrigens bis heute, weshalb sich ein erfolgreiches Modelabel in London „Bombshell“ nennt. Berühmt machte den Ausdruck der gleichnamige Film von 1933 mit Jean Harlow, der auch den Grundstein für das verbreitete Stereotyp der „blonde bombshell“ legte. Der erfolgreiche Film „Bombshell“ von 2019 spielt natürlich auf diesen Vorläufer an. Auch hier geht es um attraktive Frauen, die allerdings offensiv und erfolgreich gegen sexuelle Belästigungen gerichtlich vorgehen. Ins Deutsche übertrug man das Wort nach dem Zweiten Weltkrieg mit „Sextombe“.

Als Steigerung des Steigerungswortes „Bombe“ diente der „Blockbuster“, eine tonnenschwere Großbombe mit immenser Druckwelle, die ganze Wohnblocks „knacken“ konnte. Vor 1945 schon auf besonders erfolgreiche Bühnenproduktionen angewendet, kam es in den Jahrzehnten danach zu einer Übertragung auf teure Kinoproduktionen – „Blockbuster-Filme“ – und seit etwa vierzig Jahren auf pharmazeutische Produkte, die mehr als eine Milliarde Dollar pro Jahr Umsatz generieren, „Blockbuster-Medikamente“.

Ähnlich wie die vielen sprichwörtlichen Redensarten militärischen Ursprungs im Allgemeinen werden auch die aus dem Luftkrieg durchweg unbewusst und ganz ohne militärische oder aggressive Hintergedanken verwendet. Das liegt schon daran, dass sie oft unauffälliger sind als die eben erwähnten. Wer „einen Kavaliertart hinlegt“, denkt sicher nicht an Flugzeuge, obwohl der Ausdruck im Ersten Weltkrieg unter Fliegern beliebt wurde. Wer schöne Beine als „ein klasse Fahrgestell“ klassifiziert, zieht eher nicht den Vergleich zum Flugzeug-Fahrgestell.

Bei weiteren sprichwörtlichen Redensarten und Sprachbildern hat sich eine Form der ironischen Verwendung eingebürgert, welche die Herkunft aus dem Luftkrieg lediglich humorvoll durchscheinen lässt. Das gilt beispielsweise für die in der Politik und Politikberichterstattung beliebte Redensart „die Lufthöhe über den Stammtischen erringen“. Und die Leitung des Verteidigungsministeriums gilt als sprichwörtlicher „Schleudersitz“ – eigentlich eine widersinnige Prägung, rettet der doch aus tödlicher Gefahr. Die Redensart konzentriert sich offenbar nur darauf, dass jemand – wie ein Pilot mit dem Schleudersitz aus seinem Cockpit – plötzlich aus einer Leitungsposition „fliegt“. Auch die im politischen Jargon häufig bemühte „Reißleine“, die man endlich „ziehen müsse“, hat sich im sprichwörtlichen Gebrauch vom Rettungsmittel zu einem Mittel für Beendigung untragbarer Zustände entwickelt. Dass sie ursprünglich für die Ballonfahrt entwickelt wurde, um mit ihr eine präparierte Reißbahn der Ballonhülle aufzureißen und damit ein rasches Entweichen der Auftriebsmittel zu erreichen, weiß heute so gut wie niemand. Man denkt vielmehr an die gleich benannte Einrichtung des Fallschirms.

Im Fachvokabular der Börse und der Wirtschaftsnachrichten bieten sich Redensarten aus dem Bereich des Fliegens besonders an, so der „Sturzflug“ oder „Sinkflug“ von Aktienkursen, der „Blindflug“ mancher Bosse, die nur noch „auf Autopilot schalten“, womit ihre Firmen „ins Trudeln geraten“ oder gleich „ganz abschmieren“. Mit etwas Glück erleben sie lediglich „eine harte Landung“, oft aber „legen sie eine Bruchlandung hin“. Zu risikoreiches Investieren kritisiert man als sprichwörtlichen „Kamikaze-Einsatz“.

Spätestens seit den Angriffen auf das World Trade Center am 11. September 2001 wissen wir, dass Kamikaze-Einsätze keineswegs mit dem Zweiten Weltkrieg endeten. Vielmehr besteht eine direkte Verbindung zwischen den Selbstopferereinsätzen der japanischen Piloten und den Flugzeug-Angriffen der Terroristen.

Dass man den Ort, auf dem das World Trade Center stand, „Ground Zero“ nannte, erschütterte nicht nur Japaner. Ursprünglich wählten ja US-Militärs den Ausdruck für das Zentrum einer Atombombenexplosion, und es bürgerte sich international für die entsprechenden Orte in Hiroshima und Nagasaki ein. Es wirkte geschichtsvergessen, ja sogar zynisch, den in der Tat schrecklichen Angriff des 11. Septembers mit diesem Begriff zu belegen. In Japan starben so sehr viel mehr Menschen, und es wurde nicht nur ein Häuserkomplex samt Doppelhochhaus, sondern ganze Stadtteile zerstört. Wahrscheinlich haben Kritiker dieser kulturellen Enteignung oder Rückübertragung nicht auf dem Schirm, dass im Amerikanischen „ground zero“ längst vor dem 11. September 2001 in einem läppischen Sinn sprichwörtlich geworden war. Gefährliche Gegenden, No-go-areas, konnte man damit ebenso bezeichnen wie unordentliche Zimmer oder langweilige Orte, an denen nichts los ist.

Das ist durchaus typisch für den Gebrauch von Redensarten aus dem militärischen Bereich allgemein und also auch aus dem der Luftstreitkräfte, dass man sie im Zivilen ironisch relativiert. So wird eben aus dem tödlichen „Kamikaze-Einsatz“ des Krieges im übertragenen Sinn des Sprachalltags nur noch eine irgendwie gewagte Unternehmung. Das gilt für viele weitere Redensarten. Man muss nur an „jemanden mit Fragen bombardieren“ denken, wo zwischen einer unangenehmen Sprechaktion und dem Abwerfen von Sprengkörpern ein eigentümlicher Kontrast besteht. Und ein „Computerabsturz“ ist bei aller Ärgerlichkeit denkbar harmloser als ein Flugzeugabsturz.

Ähnlich unernst und spielerisch sorgen Werbung und Handel seit Jahrzehnten dafür, dass sprichwörtliche Redensarten aus dem Luftkrieg sich verbreiten. So weisen nicht nur zahllose Produkte mit der Bezeichnung „Nachbrenner“ oder „Afterburner“ auf außerordentlichen Extraschub, Geschwindigkeitsgewinn oder einfach eine Besonderheit hin. Auch im Bereich der Nahrungsmittelindustrie findet man die Bezeichnung, wenn viel Chili eingesetzt wird. Sie heißen „Nachbrenner“, weil sie einerseits besonders stark – wie wie der Nachbrenner eines Jets – brennen, andererseits weil sie zuerst im Mund brennen und beim Verlassen des Körpers nach-brennen.

Wie heiter humorvoll Luftkrieg eingesetzt werden kann, zeigt Snoopy. Fans der Comicreihe „Peanuts“, die kurz nach dem Zweiten Weltkrieg zu erscheinen begann, wissen, dass dieser Beagle die Angewohnheit hat, sich mit einer Fliegerkappe, einem Schal zu versehen und auf das Dach seiner Hundehütte zu setzen. Er imaginiert sie als Sopwith Camel, ein englisches Jagdflugzeug des Ersten Weltkriegs, und kämpft in seiner Fantasie gegen den erfolgreichsten Jagdflieger der Deutschen. Das ist der „Red Baron“, Manfred Freiherr von Richthofen; übrigens ist Snoopy immer erfolglos. Wie kam „Peanuts“-Erfinder Charles M. Schulz auf diese eigentümliche Idee?

Mit großer Wahrscheinlichkeit steckt eine Luftkriegsredensart dahinter, die im angelsächsischen Sprachraum und unter Militärfliegern international besonders geläufig ist: „to dogfight“ oder „a dog fight“, wörtlich übersetzt „hundekämpfen“ und „Hundekampf“. Als Spezialtermini des Luftkriegs beschreiben sie einen intensiven Kampf, in dem die Piloten durch wildes Kreisen und Kurven, Steigen und Stürzen versuchen, in eine ideale Schussposition zu gelangen. Das glich Hunden, die im Kampf einander ähnlich umkreisen,

um in die beste Beißposition zu kommen. Schulz kannte den Ausdruck, der in US-Medien häufig und prominent vorkam, und lässt ihn an einer Stelle von Snoopy selbst verwenden.

Dass die Komikertruppe „Monty Python’s Flying Circus“ ihren Namen auf eine englische Bezeichnung des Jagdgeschwaders Richthofen – „Flying Circus“ – bezieht, sei nur am Rand erwähnt.

Zum Schluss noch eine alltägliche Redensart, deren Herkunft aus dem Luftkrieg unbekannt sein dürfte: „das Checken einer Checklist“. Dem Ausdruck „check-list“ begegnet man in unterschiedlicher Schreibweise seit Mitte des 19. Jahrhunderts, vor allem im Bereich der Biologie und der Bibliotheken. Er bezeichnet in beiden Bereichen möglichst vollständige, unkommentierte Listen eines Bestandes, mit deren Hilfe man rasch nachschlagen oder etwas überprüfen kann.

Die heute aktuelle Bedeutung hängt mit einem Unglücksfall zusammen. Am 30. Oktober 1935 stieg nach einigen aufsehenerregenden Probeflügen die Boeing Model 299 zu einem Schauflug vor US-Militärs auf. Es ging um einen riesigen Auftrag, und die Chancen standen für Boeing sehr gut. Direkt nach dem Abheben stürzte der Bomber allerdings aus geringer Höhe ab. Zwei Mitglieder der Besatzung starben. Wie konnte das bei einem so modernen Flugzeug geschehen? Die akribische Untersuchung kam zu dem Ergebnis, dass der Pilot vergessen hatte, vor dem Start die Ruderverriegelung zu lösen. Boeing schloss daraus, dass moderne Flugzeuge Piloten überfordern, dass man leicht etwas Entscheidendes übersehen konnte. Die Firma entwickelte rasch eine Lösung: eine Liste mit allen notwendigen Schritten in der korrekten Reihenfolge, die vor einem Start gecheckt werden musste. In der Regel las der Copilot sie Punkt für Punkt vor, der Pilot wiederholte und meldete „checked“. Über der Liste stand als Imperativ: „Check list!“

Boeing konnte das Verteidigungsministeriums überzeugen, dass mit Hilfe dieser Checklisten das Flugzeug sicher zu fliegen war, und bekam den Großauftrag. Etwa 12.000 B-17-Bomber erwiesen sich im Zweiten Weltkrieg als sehr zuverlässig. Berühmt und berüchtigt wurde das Modell unter dem Namen „Flying Fortress“, also „Fliegende Festung“. Alles Dank der inzwischen sprichwörtlich gewordenen „Checkliste“.
